

Unser Staat sollte ein wenig Land und Wasser umfassen und nicht nur ein Reich der Einbildungskraft sein.

Hans Maier

Der beschwerliche Weg in die offene Gesellschaft

Das Wort von der multikulturellen Gesellschaft ist in vieler Munde. Und niemand kann sich darüber wundern. Völker, Kulturen und Religionen beginnen sich zu vermischen. Die multikulturelle Gesellschaft paßt zur postmodernen Pluralität. Man wähnt, auf sie zuzugehen, sie gar schon zu haben. Ihrer Propheten gibt es viele. Einer der wenigen im christdemokratischen Lager ist *Heiner Geißler*. Dabei ist die Idee so umstritten, wie diese von der Wirklichkeit fern ist. Für die einen handelt es sich um die Vision der in ihren Augen *idealen Zukunftsgesellschaft*. Sie sehen darin nicht nur ein erstrebenswertes Ziel, sondern die letztlich einzige Weise, nach der Menschen künftig zusammenleben können. Für die anderen ist sie eine Art *Schreckbild*, auf dem sich in den grellsten Farben alle Ängste vor Beheimatungs- und Identitätsverlust sammeln. Sie, die nicht Abschied nehmen können vom Denken in Homogenitätskategorien und deutschnationalen Hintergedanken, fühlen sich von den Verfechtern des Multikulturellen bis aufs Blut gereizt, wenn diese ihre „futuristische“ Sicht vom Miteinanderleben von Menschen unterschiedlicher Rasse, Sprache und Religion ausmalen. Erst recht überkommt sie das schiere Schaudern, wenn die Befürworter so tun, als stünde das, was sie als Gesellschaftsideal herbeisehnen, nicht nur schon mehr oder weniger unmittelbar bevor, sondern sei, ob man das nun wolle oder nicht, ob man es gut oder schlecht, erfreulich oder bedenklich finde, bereits nachweisbare Realität.

Was multikulturell wirklich bedeutet

Aber was wird unter multikultureller Gesellschaft überhaupt verstanden, und wie verhält sich unsere soziale Wirklichkeit dazu? *Definitionen* werden selten geliefert, der gemeine Sachverhalt – vordergründig jedenfalls – ist indessen denkbar einfach: Völker leben nicht mehr für sich und nicht allein mehr unter ihregleichen. Und was da zusammenlebt, unterscheidet sich nicht nur nach landsmannschaftlichen Eigenarten, wie eben in München, Köln oder Braunschweig Bayern, Rheinländer und Ost-

preußen zusammenleben, was von Menschen südlich und westlich der Mainlinie ja auch schon als wenigstens binnenländische Multikultur verstanden wird, sondern es handelt sich um Menschen tatsächlich ganz unterschiedlicher Kultur, die sich in ihrem Lebensgefühl und in ihrer Lebensgestaltung unabhängig voneinander entwickelt haben und bis in die jüngste Vergangenheit herein kaum etwas oder wenig voneinander wußten.

So wächst die Welt zusammen, kein Volk ist völlig davon ausgeschlossen, mag es bis in die Gegenwart herein innerhalb festumschriebener nationaler und sprachlicher Grenzen für sich gelebt haben: die Internationalisierung der Wirtschaftsbeziehungen erzwingt das, die weiter und weiter sich öffnenden innereuropäischen Grenzen machen es zur Selbstverständlichkeit, die Flüchtlings- und Asylantenströme machen nirgends halt. Ein jedes Land, ob mit oder ohne koloniale Vergangenheit, ist davon betroffen. Die teils erzwungene, teils freiwillige geographische Mobilität der Menschen wächst ins Weltweite, auf der Suche nach einer Existenzgrundlage, im Kampf um Arbeit und Brot fallen die Barrieren. Einheimische und Fremde, Fremde mit Zwischenaufenthalt und Fremde, die selbst einheimisch werden wollen, müssen nun, ob sie es wollen oder nicht, ob sie einigermaßen oder gar nicht darauf vorbereitet sind, neben- und miteinander leben, ohne daß die einen ihre Eigenprägung und ihre Vergemeinschaftungsformen zugunsten der anderen – oder umgekehrt – einfach aufgeben wollen.

Aber so einfach, wie sich das beschreibt, „definiert“ bzw. „normt“ es sich nicht. Die Idee, an einem eindeutigen Entwicklungstrend abgelesen, ist schön: Was sich ohnehin nicht vermeiden läßt, und was im Ergebnis mehr Bereicherung bringt als es für die einen oder die anderen Nachteile schafft, soll so geschehen; Völker, Sprachen, Traditionen und Gewohnheiten vermischen sich. Da soll jeder, das eigene Gruppenleben pflegend, nach *seiner* kulturellen Fassung, wenn schon nicht selig werden, so doch mindestens unbehelligt, aber zugleich in regem Austausch mit allen Andersgearteten leben können.

Aber hört man speziell bei den striktesten Befürwortern der multikulturellen Gesellschaft genauer hin, dann ist gerade dort Widersprüchliches, Diffuses, auch Ungereimtes zu vernehmen. Die Idealvorstellungen erweisen sich oft als recht *ungewisse Denkprovisorien*. Wann können wir von multikultureller Gesellschaft wirklich reden und auf welche Weise? Wann nähert sich die Wirklichkeit wenigstens einigermaßen dem Entwurf an? Doch wohl nur dann und dort, wenn und wo Menschen unterschiedlichster Kultur in ein und demselben Staatsgefüge, in ein und derselben Gesellschaft tatsächlich gleichberechtigt, das heißt nicht nur ohne rechtliche, sondern ohne erkennbare gesellschaftliche Benachteiligung, Diskriminierung, Isolierung der einen durch die anderen miteinander leben und leben können.

Minderheiten im Mehrheitsvolk ergeben noch nichts Multikulturelles

Solches realisiert sich kaum zwischen Mehrheiten und Minderheiten, zumal wenn die Mehrheit, wie in Deutschland – mit geringeren oder größeren Einschränkungen gilt das, von Grenzzonen wie Elsaß, Kärnten, Oberschlesien, Schleswig und Südtirol abgesehen, wo Volksgruppen unterschiedlicher sprachlicher und „nationaler“ Zugehörigkeit miteinander auszukommen haben, für Gesamtmitteleuropa – so überwältigend ist, daß zugewanderte Minderheiten – von einzelnen industriellen Ballungsräumen abgesehen – von vornherein als Randbevölkerungen erscheinen. Vermischen sich in einer solchen Konstellation die Minderheiten mit dem Mehrheitsvolk so, daß sie über zwei, drei Generationen hinweg im Mehrheitsvolk aufgehen, auch wenn sie nicht jede kulturelle Eigenprägung verlieren, dann läßt sich kaum noch von multikultureller Gesellschaft sprechen.

In der Regel haben aber sich bisher Einwanderungsströme kulturell in der Weise aufgelöst, daß sie in der gewachsenen Kultur des Einwanderungslandes aufgingen. Dies mag ein überholtes Modell sein. Unsere Gegenwartsgesellschaften, reicher an Optionsmöglichkeiten, individueller in der Ausformung von Kulturstilen und großzügiger in der Tolerierung fremder Eigenständigkeiten, mögen tatsächlich zur Ausformung unterschiedlicher Kulturlandschaften auf ein und demselben Territorium mit stärker sich mischender Bevölkerung führen.

Aber eine multikulturelle Gesellschaft in dem idealtypisch gedachten Sinne gibt es wohl doch nur dort, wo kulturell unterschiedliche Bevölkerungen einigermaßen *gleichgewichtig* und nicht nur vor dem Gesetz gleichberechtigt neben- und miteinander leben. Aber selbst die *Vereinigten Staaten*, die im Westen wohl als einziges Land substantiell multikulturell geprägt sind, werden der idealtypisch festgelegten Norm kaum gerecht. Obwohl die USA *als Nation* das Ergebnis einer multikulturellen Mischung von Minderheiten sind, und die Verfassung der „Staaten“, bzw. deren Staatlichkeit dem auch weitgehend Rechnung trägt,

ist das angelsächsisch-weiße Element gegenüber Schwarzen, Hispanics und Einwanderern aus kontinentaleuropäischen oder asiatischen Ländern so beherrschend, daß selbst dort von einer gesellschaftlichen Gleichgewichtigkeit der verschiedenen Bevölkerungsgruppen mit ihren unterschiedlichen Kulturen und Lebensstilen nicht geredet werden kann. Entsprechend groß sind die durchwegs auch kulturell bedingten sozialen Ungleichheiten und Gegensätze. Erst recht gilt das für Europa – trotz des rassistisch und kulturell bunten Bildes, das die Bevölkerung auf den Straßen europäischer Metropolen und selbst in mancher kleinstädtischer Siedlung bietet.

Nicht minder als für die Menschen gilt das für die *Einrichtungen*: eine italienische Pizzeria, ein türkischer Imbissstand um jede zweite oder dritte Straßenecke, ein spanisches Sozial- oder Kulturzentrum in jeder größeren Stadt und der jeweils nächste Touristenboom, jetzt nicht mehr so einseitig nur von Nord in Richtung Süd, sondern auch umgekehrt aus dem Süden in Richtung Norden, ergeben noch keine multikulturelle Gesellschaft. Und mehr als alles andere macht gerade in Deutschland das Schul- und Bildungswesen deutlich, wie „ungleichgewichtig“ ausländische Minderheiten gegenüber der überwältigenden deutschen Mehrheit sind, wobei Sozial- und Kulturgefälle sich gegenseitig verstärken.

Denkt man sich die multikulturelle Gesellschaft aber so, daß – unabhängig vom Minderheiten-Mehrheitenverhältnis – die dem Mehrheitsvolk fremden Volksgruppen vom Mehrheitsvolk möglichst unbehelligt unter sich leben und ihre kulturellen Eigenheiten pflegen können/sollen, dann ist das zwar ein in sich unterstützenswertes Postulat. Aber gerade dann müssen auch die möglichen oder vielmehr wahrscheinlichen Kehrseiten bedacht werden: die Gefahr der Ausgrenzung durch das Mehrheitsvolk, die Bildung kultureller Gettos mit allen problematischen Folgen für die Gesamtbevölkerung, die umso schwerwiegender sein können, je mehr sich die kulturelle Gettoisierung mit sozialen Ungleichgewichten verschränkt. So kann genau das Gegenteil einer multikulturellen Gesellschaft entstehen: nicht ein offenes, einander in der jeweiligen Eigenart respektierendes Verhältnis zwischen Volksgruppen unterschiedlicher kultureller Herkunft und Lebensform, sondern eine *die Minderheiten ausgrenzende Mehrheitsgesellschaft*, mit all den explosiven Vorurteilen, mit denen sich einheimische Mehrheiten gegen ausländische Randsiedler zu wappnen pflegen.

Die offene Gesellschaft als Zielgebot tut's auch

Selbstverständlich müssen sich Gesellschaften gerade in unseren Breitengraden mehr öffnen, können nicht so leben, als gebe es das andere, was nicht im Umfeld der eigenen Tradition gewachsen ist, nicht, müssen lernen, in jeweils eigenen Lebensräumen mit Menschen verschiedener Herkunft, Hautfarbe und Religion umzugehen. Aber ist eine multikulturelle Gesellschaft so schlechthin erstre-

benswert angesichts der angedeuteten Fehlbildungen, und ist sie überhaupt realisierbar, wenn es eben doch dabei bleibt, daß das Mehrheitsvolk nicht nur den kulturellen Ton angibt, sondern die Minderheiten durch seinen jeweiligen way of life beherrscht? Oder anders gefragt: ist sie überhaupt nötig?

Vermutlich aber braucht angesichts der übernationalen Vernetzung menschlicher und gesellschaftlicher Beziehungen und wegen immer neuer Wanderungsströme die Norm gar nicht so hochgeschraubt zu werden. Tut es die offene anstelle der multikulturellen Gesellschaft nicht auch? Und ist das Postulat der Offenheit nicht dringender und wirklichkeitsnäher zugleich? Gerade wegen der beschriebenen möglichen Kehrseite des Multikulturellen, wenn darunter wirklich ein Zusammenleben verschiedener Kulturen in ein und demselben Lebensraum verstanden wird? Auf jeden Fall sind ihre Anforderungen nicht geringer, auf jeden Fall ist sie bezogen auf den Umgang zwischen Einheimischen und Fremden verpflichtender. Und nicht zuletzt dürfte sie als Gestaltungsmodell um einiges praktikabler sein.

Aber was heißt offen in dem Fall? Gemeint ist zunächst das *Außenverhältnis*, genauer das Verhältnis der Einheimischen zu denen, die von außen – aus welchen Gründen auch immer – angeworben werden oder auch nur zugelassen zuziehen. Das Verhältnis zu den Ausländern, und zwar zu allen Ausländern und nicht nur zu denen aus den unmittelbaren europäischen Nachbarländern, ist insofern ihr Testfall, aber es ist beileibe nicht der einzige Punkt, an dem sich eine Gesellschaft als offene oder geschlossene erweist. Es geht allgemein um den *Grad der Aufgeschlossenheit einer Bevölkerung gegenüber kulturell zunächst nicht Zugehörigen*. Schottet sich eine Bevölkerung gegenüber Einflüssen, die sich nicht in ihr selbst, nicht in der gewachsenen heimischen Kultur entwickelt haben, sondern von außen zufließen, ab, oder erweist sie sich fremdem Geistesgut, fremden Kulturformen und schlicht gegenüber fremden Menschen als aufnahmefreundlich? Hält eine Gesellschaft verkrampft am Eigenen fest aus Sorge, in der Vermischung mit Fremden überfremdet zu werden und ihren angestammten Charakter zu verlieren? Ist sie wandlungsoffen und zugleich integrationsstark, oder wechselt sie Humanität schlicht mit den innerhalb des eigenen Wahrnehmungshorizonts gültigen Standards? Nur deutsch sein und nichts anderes sein wollen in „selbstzentrierter Abwehr“, so ganz ausgestorben scheint diese einst von Thomas Mann an den „kaiserlichen“ Deutschen kritisierte Haltung auch im vereinten Deutschland nicht zu sein. Aber wer Europa in Nord und Süd auch nur oberflächlich kennt, weiß, daß es solche Haltungen in vielen Variationen gibt und sie beileibe kein deutsches Sondergut sind.

Wohlgemerkt, es geht bei der Offenheit nach außen *allein* um die Verhaltensprägungen einer Bevölkerung und um die Fremdaufnahmefähigkeit und -bereitschaft einer Gesellschaft, nicht um die Offenheit des staatlichen Systems. Zwischen beiden gibt es in der Regel zwar einen Zusam-

menhang. Autoritäre, die Bürger übermäßig reglementierende Staaten neigen von sich her zur Abschottung, befördern nicht Offenheit, sondern im Gegenteil Selbstisolierung und Fremdenfeindlichkeit. Die Nachwirkungen des SED-Staats in den östlichen Bundesländern sind über dessen Untergang hinaus ein mahnendes Beispiel dafür. Aber der Zusammenhang ist nicht in dem Sinne zwingend, daß vom staatlichen System her freiheitlich verfaßte Gesellschaften vor allem in ihrer Aufnahme- und Integrationsbereitschaft fremder Menschen und fremder Kulturen auch offene Gesellschaften sind. Sicher aber gilt das Umgekehrte, daß freiheitliche Demokratien in der Regel und auf Dauer nur als offene Gesellschaften überleben können.

Noch herrscht tiefe Provinzialität

Aber ist selbst der Zustand der offenen Gesellschaft wirklich schon erreicht? In Europa, allgemein und speziell in Deutschland? Es sieht immer noch eher nach dem Gegenteil aus, in Europa als Ganzem und dies trotz allen Bemühens, Europa nicht nur wirtschaftlich, sondern gesellschaftlich und politisch zu einigen. Gemeint sind damit nicht die neuauftretenden Nationalismen speziell in den osteuropäischen Ländern. Diese sind zwar ein gefährlicher Faktor der Destabilisierung, aber sie sind als Reaktion der Unterdrückung aller nationalen Eigenständigkeiten verständlich. Gemeint ist gerade das Verhalten der Bevölkerungen in den alten Demokratien des europäischen Westens. Schon das *periodische Aufflackern von Fremdenfeindlichkeit*, das Anpöbeln von Menschen anderer Rasse und Hautfarbe und die regelmäßig wiederkehrenden Auseinandersetzungen um die Unterbringung von Asylanten zeigen, daß es kaum einmal nur um technische Probleme und solche der Unterbringungskapazität geht, sondern daß tiefsitzende Abneigungen bestehen gegen alles, was fremd ist oder als fremd erscheint.

Touristische Blickerweiterung, die grenzüberschreitenden Konsumangebote, die übernationale Verflechtung der Banken- und Geschäftswelt, die Freude am Chic der fremden Mode, das alles hat daran wenig geändert. Man schmückt sich gerne mit fremden Federn, wenn es konsumtiv vorteilhaft ist, genießt die Internationalität der Beziehungen, bleibt aber im eigenen Haus zutiefst provinziell, auch in Mittel- und Oberschichten. Wo die persönlichen Lebensgewohnheiten tangiert werden, wo der Eindruck entsteht, nicht der Fremde passe sich mir an, sondern ich muß mich dem Fremden anpassen, seine Lebensweise jedenfalls neben der meinen gelten lassen, und wo sich beide berühren, mich damit auseinandersetzen, mich durch den oder die anderen auch ein Stückweit verändern lassen, kommt es zu *tief irrationalen Reaktionen*, gerade beim gemeinen Mann und bei der gemeinen Frau offenbar ein nur schwer überwindbares anthropologisches Problem.

Nicht jede Aversion freilich kommt aus völlig irrationalsten Verhaltensschichten. Oft sind es sehr einsichtige,

wenn auch sehr vordergründige und aus Unkenntnis tradierte Beweggründe: die Sorge um den Arbeitsplatz, der Eindruck, ausländische Studenten und Stipendiaten etwa lägen dem einheimischen Steuerzahler auf der Tasche, oder einfach, man selber – als Deutscher zumal – werde zum Zahlmeister für andere. Oft ist schlichter Sozialneid am Werk. Aber schon da zeigt sich, daß der Fremde oft einfach, weil er Fremder ist, mit Abneigung und Mißgunst bedacht wird. Und nicht nur das, sondern daß er auf einer zweiten, aber keineswegs fernen Stufe völlig irrational für Dinge und Zustände verantwortlich gemacht wird, die dem jeweiligen Lande oder der betreffenden Bevölkerung selbst anhaften, die aber per Entlastungsakt auf den ohnehin nicht geheuren Fremden, auf Minderheiten und kulturelle Sondergruppen projiziert werden. Und das alles verquickt sich häufig immer noch mit der Meinung, daß das Eigene das schlechthin Überlegene und deswegen gegen alle fremden Einflüsse zu Erhaltende bzw. von allen fremden Einflüssen Freizuhaltende sei.

Offenheit nach außen setzt Bindungsoffenheit nach innen voraus

Nimmt man also alles in allem, dann herrscht unter den europäischen Völkern noch tiefe Provinzialität. Man nimmt zwar das Entstehen einer Weltgesellschaft um sich herum wahr. Wo man aber mit ihr in Berührung kommt, zieht man sich in die eigene Nische zurück. Das reicht in Deutschland von der Ablehnung von Asylantenheimen in Wohngebieten bis zu der Vorstellung, ein geeintes Deutschland könne zwar nach den Vereinigten Staaten und neben Japan zweite Wirtschaftsmacht sein, aber militärisch, jedenfalls wo es heiß wird und Usurpatoren des Völkerrechts in die Schranken verwiesen werden sollen, abseits stehen.

Aber sind das nicht bloß atavistische, zum Verschwinden verurteilte, nur noch in letzten Ausläufern sich haltende Verhaltensmuster? Traditionale Attitüden, die demnächst aussterben, weil sie in einer zusammenwachsenden Welt einfach keinen Platz mehr haben? Dies ist alles eher als sicher. *Es könnte sogar sein, daß scheinbar vorurteilslose, aufgeklärte Gesellschaften in ihrem Willen zur Offenheit zumindest nicht minder gefährdet sind als traditionale.* Ein Grund dafür liegt im mehr technologisch als kulturell bedingten Zusammenwachsen der Welt selbst. Zusammenwachsen der Welt heißt auch Zusammenballung von Problemen, Krisenerscheinungen und Konflikten. Je mehr wir mit allen Problemen der Welt beladen werden, um so eher immunisieren wir uns gegen sie nicht nur durch Abstumpfung, sondern durch Rückzug. Nicht nur islamische und außerchristliche Kulturen der sog. Dritten Welt erleiden ihre Kulturschocks und schotten sich als Reaktion darauf gegen westliche Einflüsse ab. Es gibt in europäischen Ländern sublimere Reaktionen des Rückzugs auf sich selbst.

Deutsche Verhaltensweisen während der letzten Monate zwischen Einigungsprozeß und zweitem Golfkrieg waren

diesbezüglich aufschlußreich. Auch die Friedensbewegung wirkte da durchwegs ambivalent. Selbstbezogen möchte man sich im Bewahrten oder Wiedergewonnenen einrichten, alles, was quer dazu passiert, stört. Zugleich zeigt man sich verletzlich in der eigenen Identität und traut sich gerade deswegen wenig Offenheit nach außen zu.

Neben der Tendenz zur Abschottung vor den Übeln der Welt gibt es deshalb einen zweiten Grund für einen wenigstens latenten Verlust an Offenheit. Dieser hat weniger mit dem äußeren Umfeld zu tun als mit der inneren Verfaßtheit freiheitlich-demokratischer Gesellschaften in ihren postmateriellen Gefühls- und Interessenlagen. Es sind in der Regel nach innen zersplitterte Gesellschaften mit einer ausgeprägten subkulturellen Pluralität und Polarität. Sie bergen in sich die Gefahr einer Entsolidarisierung zwischen Generationen, Geschlechtern und Gruppen. Über die diversen Individualisierungs- und Differenzierungsprozesse droht das innere Gefüge dieser Gesellschaften auseinanderzufallen. Man isoliert sich voneinander. Gesellschaft gerät so leicht in den „trostlosen Zustand“, daß „Frauen, Männer, Kinder wie isolierte Gruppen nebeneinanderstehen, alle mit Ansprüchen und Rechten bewaffnet, zwischen denen im Konfliktfall die Gerichte zu entscheiden haben“ (*Hans Maier*).

Was an Freiheit gewonnen wird, darf an Bindungsoffenheit nicht verlorengehen

Das damit angedeutete Problem ist aber keines der „bloß“ privaten und persönlichen Beziehungen. Es wird mehr und mehr zu einem Strukturproblem freier Gesellschaften. Generationen leben mehr und mehr abgedichtet in eigenen Subkulturen. Das fördert wenig das gegenseitige Verständnis. Gesinnungsgruppen sondern sich ab vom Rest der Bevölkerung, das erschwert die mentale Kommunikation. Organisierte Interessen übervorteilen und manipulieren unter Umständen die nichtorganisierten oder nichtorganisierbaren, das behindert die Integrationsfähigkeit, zehrt auch am politischen System.

Was an Optionsfreiheit gewonnen wird, geht so an *sozialer Bindung als einer notwendigen Form der Offenheit für die jeweils anderen verloren.* Die gesellschaftsimmanente Offenheit füreinander ist aber Voraussetzung für die Offenheit nach außen. Zugleich ist sie maßgebend für das Identitätsbewußtsein einer Gesellschaft und deren Integrationsfähigkeit nach innen und außen. Und wie die Offenheit nach außen den Grad der Friedfertigkeit einer Gesellschaft bezeichnet, so ist die innere Offenheit füreinander über Generationen, Gruppen und Geschlechter hinweg Gradmesser für die Stabilität einer Gesellschaft nach innen und außen. Wer also die offene Gesellschaft will, muß, bevor er von der multikulturellen Gesellschaft träumt, sich über die Gefährdungen der inneren Offenheit gerade freiheitlicher Gesellschaften Rechenschaft geben.

David Seeber